

(Nachdruck verboten.)

181

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Heß.

Jegor Iwanowitsch trat ins Zimmer und sagte von dort aus:

„Heute morgen, liebe Frau Wlassow, ist Ihr Bekannter Nikolai aus dem Gefängnis zurückgekehrt.“

„War denn der dort?“ fragte die Mutter.

„Drei Monate und elf Tage . . . hat da den Kleinarussen gesehen, er läßt Sie grüßen und Pawel, der ebenfalls grüßen läßt, bittet Sie, sich nicht zu beunruhigen, sagt, daß das Gefängnis auf seinem Wege den Menschen stets als Erholungsstätte dient — das sei von unserer besorgten Obrigkeit einmal so eingerichtet . . . Jetzt will ich aber zur Sache kommen. Wissen Sie, wieviel Leute hier gestern verhaftet sind?“

„Nein! Sind denn außer Pawel noch welche . . .“ rief die Mutter.

„Er ist der 49.“ unterbrach Jegor Iwanowitsch sie ruhig, „und wir müssen erwarten, daß die Behörde noch etwa ein Duzend festnimmt! Den Herrn da auch . . .“

„Ja, mich auch!“ sagte Samoilow finster.

Frau Wlassow fühlte, wie ihr Atem leichter wurde.

„Dann ist er wenigstens nicht allein!“ bligte ihr durch den Kopf.

Nachdem sie sich angekleidet, trat sie ins Zimmer und meinte mit zuberstichtlichen Lächeln:

„Da werden sie ihn sicher nicht lange festhalten, wenn so viele verhaftet sind! . . .“

„Das stimmt!“ sagte Jegor Iwanowitsch. „Aber, wenn wir ihnen jetzt die Suppe versetzen, sind sie vollständig blamiert . . . Die Sache ist die, liebe Frau: werden wir jetzt aufhören, unsere Traktatchen in die Fabrik zu schaffen, so klammern sich die Herren Gendarmen an diese traurige Erscheinung und verwerten sie gegen Pawel und seine Freunde, die man bereits ins Loch geworfen hat . . .“

„Wieso denn? Warum?“ rief die Mutter unruhig.

„Sehr einfach!“ sagte Jegor Iwanowitsch milde. „Wir wollen haben auch Gendarmen einen richtigen Gedanken. Bedenken Sie einmal: solange Pawel da war, erschienen die Büchlein und Blätter, sobald er nicht mehr da war, gab es beides nicht mehr! Das heißt doch, er hat die Dinger verbreitet, nicht wahr? Nun, da werden sie dann einfach alle vornehmen. Die Gendarmen lieben es, den Menschen so auszubeuteln, daß kaum noch ein Dunst und eine traurige Erinnerung von ihm übrig bleibt . . .“

„Ich verstehe, verstehel!“ sagte die Mutter betrübt. „Ach Gott, was sollen wir jetzt machen?“

Aus der Küche ertönte Samoilows Stimme:

„Sie haben fast alle erwischt, der Teufel soll sie holen! . . . Jetzt müssen wir das Geschäft wie früher fortsetzen, nicht allein der Sache wegen . . . sondern auch um die Kameraden zu retten.“

„Aber wir haben niemand, der die Arbeit besorgt!“ setzte Jegor hinzu. „Schriften haben wir in ganz vorzüglicher Qualität . . . Hab' sie selbst verfaßt . . . aber wie werden wir sie in die Fabrik bringen — das ist uns noch nebelhaft.“

„Am Faktortor wird jetzt jeder untersucht,“ sagte Samoilow.

Die Mutter fühlte, daß sie etwas von ihr wünschten und erwarteten, und fragte schnell:

„Nun, was ist denn?“

Samoilow trat in die Tür und sagte:

„Belage Milowna, Sie sind doch mit der Händlerin Korssunowa bekannt . . .“

„Natürlich, was soll denn?“

„Sprechen Sie doch mit ihr, ob sie die Dinger nicht einschmuggeln will?“

Die Mutter wehrte mit beiden Händen ab:

„O nein! Das Weib ist geschwätzig . . . Nein! Wenn sie erfahren, daß die Sache durch mich . . . aus diesem Hause . . . Nein, nein!“

Und von einer plötzlichen Eingebung überrascht, sagte sie freudig und leise:

„Gebt mir die Sachen, gebt sie mir! Ich richte es schon ein . . . finde schon einen Weg! Ich bitte Marja, daß sie mich als Gehülfin nimmt. Muß doch auch leben und arbeiten! Ich werde das Essen hinbringen . . . Ich richte es schon ein!“

Die Hände gegen die Brust gepreßt, versicherte sie, daß sie alles gut ausführen würde und rief triumphierend:

„Sie sollen sehen: Pawel Wlassow ist nicht mehr da, aber seine Hand reicht sogar aus dem Gefängnis heraus . . . Das werden sie schon sehen!“

Alle drei wurden lebhaft. Jegor rieb sich kräftig die Hände, lächelte und sagte:

„Das ist famos, liebe Alte. Wenn Sie wüßten, wie fein das ist! Einfach entzündend!“

„Ich setze mich ins Gefängnis, wie in einen Lehnstuhl, wenn die Sache glückt!“ meinte Samoilow ganz vergnügt.

„Frau Wlassow, Sie sind eine Schönheit!“ kreischte Jegor.

Die Mutter lächelte. Es war klar: wenn jetzt die Flugblätter in der Fabrik erschienen, mußte die Behörde einsehen, daß ihr Sohn sie nicht verbreitete. Im Gefühl, die Aufgabe verrichten zu können, zitterte sie vor Freude.

„Wenn Sie Pawel auffuchen,“ sagte Jegor, „sagen Sie ihm, er hätte eine brave Mutter . . .“

„Ich sehe ihn früher!“ meinte Samoilow lächelnd.

„Dann sagen Sie ihm nur: ich führte alles aus, was notwendig wäre! Er soll das wissen! . . .“

„Wenn man ihn aber nicht einsperrt?“ fragte Jegor auf Samoilow deutend.

„Nun, dann ist die Sache faul!“

Beide lachten. Und als die Mutter ihr Versehen begriff, begann sie selbst leise und verwirrt, dabei etwas verschämt zu lächeln.

„Jeder ist sich selbst der Nächste!“ sagte sie den Blick senkend.

„Natürlich!“ rief Jegor. „Was Pawel anlangt, so machen Sie sich keine Sorge und seien Sie nicht traurig. Der kehrt noch besser aus dem Gefängnis zurück, als er vorher war. Da ruht man sich aus und lernt dazu etwas, in der Freiheit hat unsereins keine Zeit dazu . . . Ich habe dreimal gefessen, und habe jedesmal, wenn auch kein großes Vergnügen, so doch erklecklichen Nutzen für Leib und Seele davon gehabt.“

„Sie atmen aber schwer!“ sagte Frau Wlassow mit einem freundlichen Blick in sein schlichtes Gesicht.

„Das hat seinen besonderen Grund,“ erwiderte er, den Finger in die Höhe hebend. „Also die Sache ist beschlossen! Wir bringen Ihnen morgen das notwendige Handwerkszeug . . . und dann dreht sich das Rad, das hier die ewige Finsternis zerstören soll, weiter. Es lebe das freie Wort, Alte! Und es lebe das Mutterherz! Und nun — auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen,“ sagte Samoilow und drückte ihr kräftig die Hand. „Ich kann meiner Mutter mit solchen Sachen nicht kommen . . .“

„Werden schon alle begreifen!“ sagte Frau Wlassow, die ihm etwas Angenehmes erweisen wollte. „Alle!“

Als die Männer fort waren, schloß sie die Tür, sank mitten im Zimmer auf die Knie und begann zu beten, während draußen der Regen rauschte. Sie betete ohne Worte, nur mit einem großen Gedanken an die Leute, die Pawel in ihr Leben eingeführt. Es war, als zögen sie zwischen ihr und dem Heiligenbilde, auf das sie blickte, vorüber, alle ganz einfach und schlicht und einander ganz nahe und einsam im Leben.

Früh am nächsten Morgen ging sie zu Marja Korssunowa.

Die Krämerfrau, wie immer, schmierig und geschwätzig, begegnete ihr freundlich und mitsühlend.

„Hast Kummer?“ fragte sie, mit ihrer festen Hand die Mutter auf die Schulter schlagend. „Gräm Dich nicht drum! Haben ihn gepackt, weggeführt, was ist weiter dabei? Ist jetzt weiter kein Unglück! Früher wurden die Leute wegen Diebstahl ins Gefängnis geworfen, jetzt fängt man an, sie wegen der Wahrheit einzusperrn. Vielleicht hat Pawel etwas zu viel gesagt, aber er ist doch für alle eingetreten — und alle verstehen ihn. Da mach Dir keine Sorgen! Nicht alle sagen, aber alle wissen, was gut ist . . . Ich habe schon zu Dir gewollt, habe aber niemals Zeit. Muß immer kochen und handeln und sterbe doch schließlich bettelarm. Die Liebhaber

plündern mich aus, die verdammten Kerle. Die höhlen alles aus, wie Schaben einen Laib Brot . . . Hat man einen Duzend Rubel zusammen, so kommt so ein Fuchsmops und — futsch ist das Geld . . . ja, ja. Ist ein Elend, eine Frau zu sein! Verfluchtes Geberbe! Allein bleiben ist schwer und für zwei langt es nicht.“

„Ich wollte Dich bitten, mich als Gehülfin anzunehmen!“ sagte Frau Blawow, ihren Redefluß unterbrechend.

„Wieso?“ fragte Marja, und nachdem sie die Freundin angehört, nickte sie beifällig.

„Das geht. Weißt Du noch, daß Du mich früher einmal vor meinem Mann versteckt hast? Nun, jetzt werde ich Dich vor Not schützen . . . Dir müssen alle helfen, denn Dein Sohn geht fürs allgemeine Wohl zugrunde. Er ist ein braver Bursche, das sagen alle wie ein Mann, und alle bedauern ihn. Ich sage, die Behörde erlebt an diesen Verhaftungen nicht viel Freude; paß auf, was in der Fabrik geschieht. Da werden schon böse Reden geführt. Die Behörde denkt — wenn sie nur ein paar beim Wickel kriegt, so ist alles in Ordnung! Aber die Sache läuft so ab, daß hunderte sich erheben, wenn man ein Duzend schlägt. Die Arbeiter soll man vorsichtig behandeln, sie haben endlose, lange Geduld, aber schließlich reißt auch die.“

Die Unterhaltung schloß damit, daß Frau Blawow am nächsten Tage um die Mittagszeit mit zwei Töpfen voll Essen, das Marja gekocht, in der Fabrik war, während Marja selbst auf dem Markt verkaufte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Begnadigung.

Drama eines Ausgestoßenen von Hermann Heijermans jun. Einzige autorisierte deutsche Uebersetzung von R. Ruben, Hamburg.

Personen:

- Der Direktor eines Zellengefängnisses.
- Ein Aufseher.
- Einige Gefangene.
- Einige Familienangehörige.

(Die Bühne stellt das Zimmer des Direktors mit der Aussicht auf den Hof des Gefängnisses dar. Im Hintergrunde vergitterte Fenster. Blumenköpfe auf den Fensterbänken. Ein Altenschrant, worüber sich das Brustbild des Königs befindet. Ein kleiner Schreibtisch. Große Sonnenstrahlen fallen schräg durch das linke Fenster.)

(Der Direktor, ein Aufseher, Nr. Sieben.)

Der Direktor (ein ergrauter Beamter — militärische Haltung — Ritterorden — steifes Benehmen): . . . Wird denn noch nicht geläutet?

Der Aufseher (junger energischer Mann): Es muß im Augenblick so weit sein, (öffnet die Tür und lauscht. Die Gefängnisglocke beginnt zu läuten). Gerade als ob sie es gehört hätten. (Er blickt auf seine Uhr.) Zwei Minuten zu spät, Herr Direktor.

Der Direktor: Lassen Sie Nummer Sieben mal hereinkommen.

Der Aufseher: Der wird gerade mit spazieren geführt, Herr Direktor.

Der Direktor: Desio besser. Es ist das letzte Mal.

Der Aufseher (erstaunt): . . . Auch das letzte . . . ?

Der Direktor: Gehen Sie nur hin. (Während der Aufseher fort ist, nimmt er aus dem Altenschrant einige Altensätze, legt sie auf den Schreibtisch, geht auf die linke Tür zu und spricht in die Türöffnung hinein) . . . Ihr müßt Euch etwas gedulden, Leute. Immer einer nach dem andern. Und ruhig verhalten, verstanden? Und die Wasserländer werden draußen aufbewahrt, merkt Euch das. Und dann keine Szenen — sonst ziehe ich den einen dem andern vor. (Zu Nummer Sieben, der zögernd in der Tür rechts stehen geblieben): Ja, ja nur herein. (Setzt sich an den Schreibtisch.) Da steht ein Stuhl. (Sucht ein Altensatz heraus, blättert in den Papieren und blickt dann lächelnd auf.) Nun, bitte, Platz genommen, ich sagte doch schon, da steht ein Stuhl, verstanden?

Nr. Sieben (ein gebeugtes, gelbes Männchen, ganz weißes Haar, graue Bartstoppeln, launende Kimbädchen, kleine wässrige Augen und einen dünnen, faltigen Hals; unruhig bewegt er die Mühe): . . . Platz nehmen? Wenn es doch Spaziergehezeit ist? Und ich konnte gestern nichts dafür — wirklich nicht — ich habe nur gelacht — wenn Sie das vielleicht zu Rapport gegeben haben . . .

Der Direktor (freundlich): . . . Es steht gar nichts im Rapport — oder vielleicht doch — ich habe noch gar nicht nachgesehen. . . .

Nr. Sieben (ihm in die Rede fallend, ängstlich-nervös): . . . Der eine, der saß da und nickte so, daß der Pastor darum aufhören mußte — und das erregte mich so — und da sagte der Aufseher, wenn ich noch einmal lachte . . .

Der Direktor (mit dem Finger drohend): So? Waren Sie das in der Kirche? (in den Rapport blickend) Ja, richtig, das ist rapportiert (das Läuten der Gefängnisglocke hört auf). Lachen während des Gottesdienstes? — da mühte ich ja eigentlich . . .

Nr. Sieben: . . . Allmächtiger Gott — über den Pastor habe ich doch nicht gelacht — für den Pastor würde ich ja durch's Feuer gehen, wenn das sein mühte — aber der andere konnte gar nicht aufhören zu niesen — der fing immer wieder an in der Stille — und der piepte so dabei — der piepte gerade wie eine Maus in der Falle, hähähä! — Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Direktor.

Der Direktor: Schon gut, schon gut . . .

Nr. Sieben: . . . Wenn Sie mich deshalb gleich . . .

Der Direktor: Ich will ja gar nichts — ich will ja nur, daß Sie sich einen Augenblick setzen.

Nr. Sieben: Und meine Viertelstunde in der Luft? . . . (weinerlich) Lachen kann doch jedem mal überkommen, das kommt doch von den Nerven . . .

Der Direktor (lächelnd): . . . Wir werden Sie heute noch länger lästen — ja, ja, ja, . . . wie ist doch Ihr Name (öffnet ein Klavier und blickt in die Akten).

Nr. Sieben: . . . Sieben.

Der Direktor: Nein, nein, doch.

Nr. Sieben (eifrig): Ja, ja — Sieben — die siebente Zelle auf dem ersten Korridor.

Der Direktor: Ich meine Ihren anderen — Ihren richtigen Namen . . .

Nr. Sieben (fade lachend, verständnislos): . . . Hähähä! Hähähä! Sieben — wirklich Sieben . . .

Der Direktor . . . (lesend): . . . Gerrit Jan Müller, geboren . . .

Nr. Sieben (bebend): . . . Ist sie tot?

Der Direktor (erstaunt): Wer?

Nr. Sieben: . . . Ist sie tot? Dann sagen Sie es mir nur gleich — und keine Umschweife — gerade wie vor — vor — vor vier, fünf Jahren auch . . .

Der Direktor: Wer denn? Was denn?

Nr. Sieben: Meine Tochter — in der Anstalt? . . .

Der Direktor: Nein, Gerrit Müller — wenigstens nicht, soweit uns das bekannt ist. Sie können sich ja übrigens selbst davon überzeugen.

Nr. Sieben (verständnislos): Was kann ich?

Der Direktor: Sich selbst davon überzeugen. — Sie sind laut königlichem Beschluß begnadigt. Ihre — Ihre — lassen Sie mich mal eben nachsehen — Ihre letzten vier Jahre sind Ihnen geschenkt. Unser König ist vor drei Wochen gestorben, und sein Nachfolger hat vorgestern, Sonnabend, den Begnadigungsakt für Sie und verschiedene andere unterschrieben. . . . Nun? — Nun? — Was sagen Sie dazu?

Nr. Sieben (mit lächelndem Stumpfsinn): Hähä — hähä — ja, ja . . .

Der Direktor: Sie können gehen, Gerrit — ja, ja, ja . . .

Nr. Sieben: . . . Sieben, Herr Direktor.

Der Direktor: Sie sind von diesem Augenblick an nicht mehr Nummer Sieben . . .

Nr. Sieben: . . . Nein, nein — daß, daß, daß, daß . . .

Der Direktor: Sie sind nun so frei, wie der Vogel in der Luft.

Nr. Sieben: . . . Hähähä — wie der Vogel . . . Darf ich nun meine Viertelstunde an die Luft? Und gelacht, ja, gelacht — habe ich — das ist wahr, das läge ich auch gar nicht ab — aber der Aufseher, der zog mich . . .

Der Direktor: Haben Sie denn nicht verstanden, was ich Ihnen eben sagte, Gerrit Müller?

Nr. Sieben: Ja, ja . . . sie ist noch nicht tot — dann dauert es sicher noch lange — noch sehr lange — von meiner Frau weiß ich ja, daß sie — von meinem Sohne auch — aber sie ist zähe — vielleicht noch zäher als ich — man muß sich wundern — daß das gerade bei Verrückten der Fall ist . . .

Der Direktor (mit Nachdruck): Gerrit Jan . . . (er hört gar nicht zu) Nummer Sieben!

Nr. Sieben: Ja, Herr Direktor . . .

Der Direktor: Nummer Sieben — der neue König hat Befehl gegeben, Sie heute noch in Freiheit zu setzen, verstanden? — Sie — in — Freiheit — zu — setzen!

Nr. Sieben: Das ist gut, Herr Direktor . . .

Der Direktor: Ueber das Verbrechen, das Sie vor mehr als zwanzig Jahren begangen haben, haben Sie nun lange genug Gelegenheit gehabt nachzudenken — nicht wahr, Nummer Sieben? — Als ein Verbrecher haben Sie die Gesellschaft verlassen — als ein Mensch von bleibender Reue erfüllt, das wollen wir wenigstens hoffen, so geben wir Sie der Welt wieder zurück. Haben Sie mich begriffen? Sie sind frei. Was Sie mit Ihrer Arbeit verdient haben, wird Ihnen ausbezahlt. Sie haben sich hier ausgezeichnet betragen, ernstliche Rügen weist der Rapport über Sie . . .

Nr. Sieben: . . . Ja, der Rapport — ich saß ganz ruhig und betete — mit gefalteten Händen — Sie können sich erkundigen — das muß der Wärter gesehen haben — wenn der mir sonst nicht übel will . . .

Der Direktor (lächelnd): Ja, ja, schon out . . . (zu dem

Wärter): Nummer Sieben ist frei. Sie können mit ihm auf die
Administration gehen.

Der Wärter: Das wird aber einen Haufen Baken geben,
Nummer Sieben.

Mr. Sieben (ängstlich): Was soll geschehen?

Der Direktor (zum Wärter): Es ist ihm absolut nicht bei-
zubringen — er begreift es nicht.

Der Wärter: Sie brauchen nicht wieder in Ihre Zelle
zurück, Sieben! (Lachend): Menschenkind, Sie werden auf die Straße
gesetzt!

Mr. Sieben (schwerfällig): Auf die Straße — nicht wieder —
nicht wieder in meine . . . Wer sagt das?

Der Direktor (lachend): Der neue König.

Mr. Sieben (langsam, allmählich begreifend): . . . Ich soll
hier nicht mehr bleiben? Nicht mehr bleiben? Was habe ich denn —
was habe ich denn getan?

Der Direktor: Sie haben sich während der langen Jahre
unter meiner und meines Vorgängers Leitung so ausgezeichnet ge-
führt, Gerrit Müller . . .

Mr. Sieben (scheinbar jetzt erwachend): . . . Warum sagen
Sie nicht Sieben? — Warum nennen Sie mich mit meinem Namen?
Ja, das war früher mein Name. . .

Der Direktor: Ich nenne Sie mit Ihrem Namen, wie
jeder andere das auch jetzt wieder tun wird — weil Sie hier nicht
länger bleiben.

Mr. Sieben: Darf ich hier nicht . . . ?

Der Direktor: Nein. — Nun gehen Sie nur mit dem
Wärter.

Mr. Sieben (mit langsam aufsteigender Erregung): Ich will
aber nicht mit — ich weiß nichts mehr von draußen — gar nichts
mehr — ich dachte, daß ich hier ruhig sterben könnte — wie es mir
der Pastor so oft versprochen hat — was soll ich denn da draußen
— da draußen . . .

Der Direktor (auf das Fenster zeigend): . . . Das werden
Sie schon merken, wenn Sie erst wieder in der Sonne sind.

Mr. Sieben (albern): Was haben wir denn jetzt für einen
Monat?

Der Direktor (gibt dem Wärter einen Wink, erst nochmal
wieder fortzugehen): Juni.

Mr. Sieben (an den Fingern abzählend): Juni? . . . Juni?
. . . Welchen Juni denn?

Der Direktor: Montag — den siebzehnten. . . . Wissen
Sie es nun?

Mr. Sieben: Montag? . . . Montag? . . . Juni? . . .
Juni? . . . Welches Jahr haben wir denn eigentlich? (schwach
lächelnd.) Ich weiß es überhaupt nicht mehr — gar nicht mehr. . .

Der Direktor: Neunzehnhundertundsieben. Im Jahre 1885
sind Sie verurteilt — wegen — Vergiftung von — von . . .

Mr. Sieben (mit abwehrender Gebärde): . . . Von zwei . . .
von zwei . . . (sinkt auf einen Stuhl und beginnt zitternd zu
meinen) . . . Ach, bitte, schiden Sie mich doch nicht fort — schiden
Sie mich doch nicht fort — was soll ich denn da draußen — da
draußen . . .

Der Direktor: Besinnen Sie sich doch mal, Sie haben
doch vielleicht draußen noch — irgend einen Bekannten . . .

Mr. Sieben: Nein.

Der Direktor: Nun dann gehen Sie an ihren Geburts-
ort zurück — einer der Beamten wird Sie zur Bahn bringen.

Mr. Sieben: Nein.

Der Direktor: Haben Sie denn in den letzten Jahren hier
von niemand Besuch gehabt?

Mr. Sieben: Nein.

Der Direktor: Wenn Sie vielleicht in das Haus des
Pastors . . .

Mr. Sieben: O, nein, nein — gestern erst gelacht — dann
würde . . .

Der Direktor: Ja, Gerrit Müller — behalten dürfen wir
Sie hier nicht.

Mr. Sieben (aufgeregt stotternd): Wenn ich aber doch ver-
spreche, daß ich nie wieder in der Kirche lache — was kann dem
neuen König das schaden, wenn ich hier sterbe? — Was mir der
Pastor doch auch versprochen hat — danach können Sie ihn
selbst fragen — was soll ich denn da draußen? . . . Daß sie mich
wieder mit Dreck auf der Straße bewerfen? — Wie damals, als ich
vom Gericht kam — als sie mich verurteilt hatten — wegen —
wegen . . .

Der Direktor: . . . Der Vergiftung von zwei . . .

Mr. Sieben: . . . Ja, ja, man soll nicht töten — aber ich
war damals so verückt, als meine Tochter — und das Geld von
dem — von dem . . .

Der Direktor: . . . Von dem Legat.

Mr. Sieben: . . . Von dem Legat! — Ja, ja! — Es wollte
mir nicht mehr aus dem Kopf — weil meine Frau — weil meine
Frau — immer sagte — immer sagte — wenn die Alten nicht mehr
da wären — da wären — dann wären wir aus aller Not . . .
(plötzlich in Verzweiflung ausbrechend): Ach, warum erinnern Sie
mich denn daran? Ich hatte es schon fast vergessen, ganz vergessen!
Denken Sie denn, daß es mir nicht fortwährend im Kopf gesteckt
hat — in all den Jahren — in all den Jahren, wenn ich wach
lag? — Sollen sie denn da draußen wieder schreien und kreischen:
Giftmischer . . . Giftmischer . . . Giftmischer? . . .

Der Direktor: Müller, Müller, nun nehmen Sie doch mal
Vernunft an — kein Menschenkind wird ja in Ihnen den Mann von
vor zwanzig Jahren wiedererkennen . . .

Mr. Sieben: Ja doch, ja doch — sie kennen mich — sie kennen
mich alle — alle . . .

Der Direktor: Ach was, Müller. Da hängt ja ein Spiegel —
wenn Sie mir dem nicht glauben, dann sehen Sie doch da mal
hinein — seien Sie doch vernünftig — Sie verlassen das Gefängnis
mit einem schönen Posten Geld — der Pastor wird Sie auch im
Auge behalten.

Mr. Sieben (hat sich langsam erhoben, blickt scharf in den
Spiegel und schreit zusammen): . . . Bin ich das? — Ja das?

Der Direktor (freundlich): Nun, glauben Sie noch, daß
man Sie wieder erkennen wird?

Mr. Sieben (immer noch in den Spiegel starrend): Wie
lange Jahre habe ich wohl nicht in einen Spiegel gesehen?

Der Direktor (sich erhebend): In zwanzig Jahren nicht
(klopft ihm auf die Schulter), Fragen Sie den Administrator, was
Sie nötig haben — und dann jagen Sie mir Adieu, wenn Sie
fertig sind, verstanden?

Mr. Sieben: Nein — nein, das bin ich nicht mehr — (albern
lachend) das ist ein anderer, was?

Der Direktor (etwas ungeduldig): Ja, ja. (Er winkt dem
Wärter durch die Türöffnung.)

Mr. Sieben (wie abweisend): Bin ich eigentlich braun oder
schwarz gewesen? Braun! Braun! Und nun soo? Nun soo?
Hähähä, das ist ja komisch — das ist ja komisch — wenn man sein
eigenes Gesicht vergessen hat — wenn man . . .

Der Wärter (auf einen Wink des Direktors): Fertig, Sieben?
Jetzt wollen wir Ihnen mal einen pikanten Anzug aussuchen.

Mr. Sieben: Das ist gut.

Der Direktor: Nun Adieu, Müller — haben Sie denn
gar kein Wort des Dankes für mich?

Mr. Sieben (wieder in seinen Stumpfsinn versinkend): Ja,
ja — wenn ich nun aber — (mühsam seine Worte in Zusammen-
hang bringend) — wenn ich jetzt nur noch an die Luft komme —
und — und — was das Lachen anbetrifft — das kommt nicht wieder
vor — nein, nein, nein — und sonst können sie mich ruhig aus der
Kirche herausjagen —

Der Direktor (zum Wärter): Bringen Sie ihn lieber vor-
läufig erst noch mal wieder in seine Zelle zurück, bis ich hier mit
den anderen fertig bin. — Jetzt, bitte (er blickt in die Papiere) —
Nummer Dreihundachtzig.

Der Wärter: Zu Befehl, Herr Direktor.

Mr. Sieben (steht stumm und mümmelnd vor dem Spiegel
— schreit zusammen, als ihn der Wärter am Arm faßt und geht
wie abweisend mit.

Kleines feuilleton.

Aus dem Tierleben.

Ameisen in Wassersnot. In einer der letzten Num-
mern des „Prometheus“ findet sich eine sehr interessante Mitteilung
über den Brückenbau einer columbischen Ameisenart, die einen
neuen, glänzenden Beweis für die hohe Intelligenz dieser Tiere
darzustellen scheint. Sollen sich doch die Tierchen dadurch ihren
Weg durch einem Wasserlauf erzwingen haben, daß sie sich in
langer Kette aneinander klammerten und sich so in schraubenartiger
Bewegung nach dem anderen Ufer treiben ließen. Auch in der
fachwissenschaftlichen Literatur wurden ähnliche Vorgänge, die für
die kluge Anpassung der Ameisen an ungewohnte Verhältnisse eine
bedeute Sprache führen, bereits mehrfach beschrieben. Trotzdem
muß man sich vor einer Ueberschätzung der geistigen Fähigkeiten
der soziallebenden Insekten hüten. Nur zu leicht ist man geneigt,
(man denke nur an den „Augen“ Hans), den Tieren bei ihren
Handlungen menschliche Beweggründe, vernunftgemähes Ueberlegen
und logisches Schließen zuzuschreiben, während eine genauere,
kritische Würdigung der Tatsachen zeigt, daß in den meisten Fällen
die Annahme eines sinnlichen Gedächtnisses und Affoziationsver-
mögens zu einer befriedigenden Erklärung ausreichend ist.

Schon vor einer Reihe von Jahren machte S a v a g e die Mit-
teilung, daß die Treiberameisen bei plötzlich eintretenden Ueber-
schwemmungen ihre Eier, Larven und Puppen dadurch zu retten
suchen, daß sie sofort sämtliche Arbeiter zusammenscharen, ein-
ander mit Hilfe ihrer Kiefer und Beine fest packen und so eine
große, lebende Hohlkugel bilden, die von dem Wasser schwimmend
getragen wird. Im Innern der Kugel, vor jeder Feuchtigkeit sorg-
sam geschützt, liegt die gesamte Brut aufgeschüttet. Bei der außer-
ordentlichen Lebensfähigkeit der meisten erwachsenen Ameisen
schadet es den Arbeitern nichts, wenn sie bei dieser unfreiwilligen
Segelpartie selbst längere Zeit unter Wasser zu liegen kommen.
Ja wie die sorgfältigen Untersuchungen der bekannten Ameisen-
forscherin Miss A. Field in jüngster Zeit gezeigt haben, ver-
mögen manche Ameisen drei bis vier Tage, sogar bis zu einer Woche
lebend unter Wasser auszudauern.

Welcher Beobachter, der zum ersten Mal das auffallende Ver-
halten der Treiberameisen bei Wassernot zu sehen Gelegenheit
hat, möchte nicht an eine Aeußerung scharfer, vernunftgemäßer
Ueberlegung glauben? Wenn man i-doch die Lebensgewohnheiten

der Treiberameisen berücksichtigt, verliert der Vorgang erheblich an Wunderbarem. Im Gegensatz zu den meisten ihrer Verwandten bauen die Treiberameisen keine festen Wohnsitze, sondern führen ein ungestörtes, herumstreifendes Leben. Zur Zeit der Ruhe suchen sie irgendwelche natürliche Höhlungen unter Steinen oder Wurzeln auf, und auch hier findet man in der Regel die ganze Gesellschaft in der Weise, wie wir es eben kennen lernten, zu einem großen, unförmlichen Klumpen zusammengeballt. Entsprechend der großen Individuenzahl eines Heerzuges der Treiber erreichen diese lebendigen Nester bisweilen ganz gewaltige Dimensionen; ein Inhalt von 5—10 000 Kubikzentimeter ist keine Seltenheit. Ueberauschend ist es, den Beobachtungen v. Fhering's zufolge auch andere Ameisenarten, die für gewöhnlich in festen Nestern hausen, sich in ganz ähnlicher Weise gegen Wassergefahr zu schützen suchen. In vielen Teilen Brasiliens, die häufig unter Ueberflutungen zu leiden haben, lebt die kleine Diebsameise, *Solenopsis geminata*. Um gegen die Unbilden des Hochwassers geschützt zu sein, bauen die Tierchen feste Erdhügelnester, die in der Regel dem Wasser genügenden Widerstand entgegensetzen. Vermag jedoch bei sehr schlimmer Witterung die Höhe des Hügel den Fluten nicht mehr standzuhalten, dann rollen sich auch hier wieder die Arbeiter zu dichten Klumpen zusammen, in deren Mitte die geflügeltesten Geschlechtsstiere samt der Brut aufbewahrt werden. Wie v. Fhering mitteilte, kann man zu gewissen Zeiten solche kuchenartige Haufen von *Solenopsis*-Individuen in großer Zahl schwimmend antreffen. Auch die großen *Atta*-Arten sollen sich bisweilen in dieser Weise vor dem sicheren Untergange retten.

Wenden wir uns noch einmal zu den Treiberameisen zurück. Bei ihren ausgedehnten Weitezügen begegnet es den Tieren natürlich häufig, daß Regenrinnen oder kleine Bäche ihnen den Weg versperren. Bei schmäleren Gewässern sollen sich die Tiere, das bestätigen verschiedene Beobachter, in der Weise helfen, daß sie durch Aneinanderklammern eine lebende Brücke schlagen, in ähnlicher Weise wie es von der columbischen Ameise beschrieben wurde. Kleinere Wasserlächen, die sich eventuell in der Nähe eines Ameisenestes gebildet haben, werden häufig dadurch beseitigt, daß die Tiere unablässig Sand und Erde herbeischaffen und allmählich die Pflöcke zuschütten. In entsprechender Weise wissen die Ameisen auch Weiringe zu überschreiten, die zum Schutz gegen Raupenfraß um die Obstbäume gelegt werden. Auch hier schleppen die fleißigen Tiere solange Sand heran, bis sie einen gangbaren Damm aufgeschüttet haben. Auch in diesen Fällen wird es schwer, den offenbar so überlegten Handlungen nicht ein logisches Denken unterzuschreiben. Fast noch erstaunlicher wirkt folgender Versuch, der von *Wasmann* angestellt wurde. In das Nest einer heimischen Ameise, *Formica sanguinea*, wurde eine große mit Wasser angefüllte Urnschale gestellt. Mitten in diesem Miniaturreich befand sich eine kleine Insel, auf der die Brut der Tiere untergebracht war. Was werden die Ameisen nun wohl beginnen? Jedermann weiß, wie gerade die Ameisen an ihrer Nachkommenschaft hängen und mit welcher Gewissenhaftigkeit sie darüber wachen, daß ihrer Brut kein Schaden zustoßt. Mit welchem Staunen sah der Beobachter, wie nach kurzem Zögern die Arbeiter Sand herbeizuschleppen begannen und ihn fort und fort in das Urnschälchen fränzten. Ohne Rast waren sie tätig, Sandforn häufte sich auf Sandforn und nicht lange so stieg ein Damm auf, der immer näher an die Insel herangeführt wurde. Endlich war das schwere Weel vollendet, im Triumph eilten die Tiere herüber und holten ihre Brut. Gibt es einen schlagenderen Beweis für das vernunftgemäße Ueberlegen der kleinen Gefellen? Kann man zweifeln, daß die Ameisen in klarer Einsicht des Zweckes den Damm zu ihrer Brut aufführten?

Jetzt kommt aber der Kontrollversuch! Zum zweiten Mal wurde den Tieren eine Schale mit Wasser hingestellt, die aber weder eine Insel noch Ameisenpuppen enthielt. Ein Brückenbau hatte jetzt offenbar keinen Zweck. Trotzdem ereignete sich genau das gleiche wie bei dem ersten Versuch, trotzdem schleppten die Arbeiter unentwegt Baumaterial herbei und errichteten einen Damm. Das muß uns doch recht skeptisch machen. Dann war vielleicht auch das erste Mal der Dammbau keine überlegte Handlung, dann war es wohl nur eine zufällige Begleitererscheinung, daß die aufgeschüttete Brücke die Tiere zu ihren Larven führte. Ist das aber, und man muß es hiernach wohl annehmen, der Fall, so reduziert sich das Flug, scheinbar auf logische Schlüsse aufgebaute Verhalten auf eine Aeußerung des bei den Ameisen sehr stark ausgebildeten Reinlichkeitstriebes. Der gleiche Trieb ist ja auch die Veranlassung zu den weit über Gebühr angestaunten Ameisenbegräbnissen. Wie alle Abfälle schaffen die Ameisen bekanntlich auch ihre Toten aus dem Neste, laden sie an bestimmten Stellen ab und bedecken sie bisweilen wohl auch mit Erde.

Nur wenn man die Lebensgewohnheiten der Tiere und ihre vielfach so anders gearteten Sinnesindrücke berücksichtigt, kann man zu einer rechten Würdigung ihrer seelischen Fähigkeiten gelangen.

Th.

Humoristisches.

— **Reinindustrie.** Erfindung: Ein Kleiderhaken, der so konstruiert ist, daß der angehängte Mantel nur dann abgenommen werden kann, wenn man mit einem bestimmten Schlüssel den Haken

öffnet. Gegenerfindung: Ein Taschenmesser, mit dem der Dieb einfach den Hänger des Mantels abschneidet.

Erfindung: Ein Pulver, das als Zusatz zu Speisen, Mehl usw. den Anfall von Schimmel und die Madenbildung verhindert. Er

gänzungs-erfindung: Eine Lupe, die so kräftig ist, daß sie schon nach wenigen Tagen den Schimmel und die krabbelnden Maden deutlich zeigt.

Erfindung: Die Stahlschreibfeder „Rhönig“, die niemals kratzt, reißt, spritzt und klebt. Zufaserfindung: Der Radiergummi „Perfelt“, der alle Spritzer und Kleckse des „Rhönig“ spurlos entfernt.

Erfindung: Reinigungstinktur „Antidredolin“ entfernt jeden Flecken aus Anzügen in zehn Sekunden. Zufaserfindung I: Stopfmaschinen „Veloslid“ stopft jedes Loch, das durch Anwendung des „Antidredolin“ entstanden ist, automatisch. Zufaserfindung II: Balsam „Sanapura“ heilt jede Stichwunde, der die Hand bei Anwendung des „Veloslid“ ausgesetzt wird. Zufaserfindung III: Streupulver „Aeschulap“ beseitigt die entzündlichen und septischen Erscheinungen, die sich bei Behandlung mit „Sanapura“ regelmäßig einstellen. („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Der Ausstellung von Antiquitäten und Kunstgegenständen, welche vom 5. September bis 6. Oktober in den Gemäldesälen der Berliner Sezeßion am Kurfürstendamm 208/209 stattfindet, sind Kunstschätze im Werte von mehreren Millionen zur Verfügung gestellt worden. Unter den Gemälden alter Meister befinden sich Werke von Correggio, van Dyl, Rembrandt, Franz Hals, Ruhssdael, Gobbema, Velasquez usw. Die moderne Kunst ist durch unsere ersten Meister vertreten.

— Im Nachlaß von *F. H. J. J.* haben sich mehrere epische Werke gefunden, die von Ludwig Fulda ins Deutsche übertragen werden.

— Im Namen des Index sind in Kanada an französischen Werken, wie der „R. Fr. Presse“ mitgeteilt wird, u. a. allen gläubigen Katholiken u. a. zu lesen verboten: Alle Werke von Balzac, die Lieder von Béranger, alle Romane von Dumas Vater und Sohn, alle Werke von Georges Sand, ferner „Notre-Dame de Paris“, „Les misérables“ von Victor Hugo, das große Konversationslexikon Larousse, alle Romane von Henri Murger, fast alle Werke von Ernest Renan, alle Romane von Eugène Sue, alle Werke von Voltaire mit Ausnahme der Theaterstücke, endlich selbstverständlich alle Werke von Emile Zola.

Noch größer ist die Liste der als verdächtig bezeichneten Bücher. Es steht so ziemlich die ganze moderne französische schöne Litteratur darauf, soweit sie einen Namen hat. Eine hübsche Fronte will es, daß auch Autoren, die als gutgeleitete Katholiken gelten wollen, zu den Verdächtigen gezählt werden.

— Aus einer anderen Welt. Von mormonischen Sitten berichtet die „Rhein.-Westf. Ztg.“: Die Kindererziehung wird als eine Angelegenheit der Gemeinschaft empfunden. Eltern, die es wünschen, können zwar ihre Kinder zu Hause erziehen, aber die weitaus größte Mehrzahl vertraut ihre Kinder den Staatsanstalten an. Diese Staatsanstalten gleichen in nichts dem Schrecksgepenst, das man sich gewöhnlich bei dem Wort ausmalt; sie sind keine Massenanstalten, sondern repräsentieren ein geradezu musterträchtiges individuelles Erziehungssystem. . . . Die ganze Erziehung nähert sich sehr dem Ideale, das heute in den Landerziehungsheimen gepredigt wird; sie vollzieht sich zum großen Teile im Freien, im engsten Zusammenhang mit der Natur und ist vor allem aufs Praktische gerichtet. . . . Die gesamte Kindererziehung geht auf Staatskosten, wozu wieder der von jedem Erwerbenden, gleichviel ob Mann, ob Weib, gezahlte Zehnte dient. Freilich ist ein Familienleben in unserem Sinne zufolge dieser ganzen Einrichtungen nicht vorhanden, aber ein starkes Gemeinschaftsgefühl; großes Interesse an öffentlichen Angelegenheiten sind die ethischen Triebfedern der Mormonen, und ihnen verdankt der Staat seine treffliche wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung. Wir haben im Mormonenstaate ein überaus seltsames Gebilde vor uns, ein Land, wo trotz der bestehenden Polygamie die Frau als in jeder Weise dem Manne ebenbürtig erachtet wird. Die Mormoninnen vereinigen tüchtige Arbeitsleistung mit einem kindlich-sonnigen Gemüt und sind von auffallender Körperschönheit. Hierzu mag die eigenartige Rassenkreuzung beitragen, aber gewiß auch der erwähnenswerte Umstand, daß gerade die Polygamie ein völliges Fehlen jedes außerehelichen Geschlechtsverkehrs mit sich bringt. In Saltlake-City gibt es keine Prostituierten, keine venerischen Krankheiten, keine unehelichen Kinder! So leichtsin wird also, bei Vergleichung mit unseren Zuständen, ein denkender Mensch das oberflächliche Urteil von der Unsitlichkeit der mormonischen Staatsgebräuche nicht nachsprechen.

Dem um die Bekämpfung der Sozialdemokratie hochverdienten Industriellenorgane ist offenbar bei Aufnahme des Artikels ein Versehen passiert, wenn auch nur im Feuilleton. Was soll der gutgebildete Europäer davon halten, daß es dergleichen Dinge gibt — bei den Mormonen!